Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 243. Donnerstag den 30. August 1888. 82. Jahrgang.

Zwei Frauen.

Von Emil Peschkau.

Nachdruck verboten.

Als ich im vergangenen Jahre ein paar Wochen in Amsterdam verbrachte, lernte ich einen Engländer, Mr. George Dale, kennen, dessen seltsames Geschick mich noch heute in der Erinnerung tief bewegt. Ich wohnte in einem kleinen Hotel in der Nähe des „Dam", der „Nieuwen Kerk" gerade gegenüber, und Mr. Dale war mein Nachbar. Seine Erscheinung hatte sofort mein Interesse erregt, und ich bemühte mich, von unserem Wirthe etwas über ihn zu erfahren, erzielte aber damit wenig Erfolg. Der Wirth war ein Vollblut-Holländer, und ich hatte damals noch die üble Gewohnheit, holländisch zu sprechen, weshalb Niemand mich verstand und Jedermann mich für einen Engländer hielt. Erst später, als ich, einem guten Rathe folgend, überall deutsch sprach, ging es besser. Unser Hotelier rieth lange herum, was ich denn eigentlich von ihm wollte, und ich unternahm alle möglichen Versuche, um ihm begreiflich zu machen, daß es sich um meinen Nachbar handelte und daß ich gern gewußt hätte, was für eine Art Mensch das sei. Als mir das aber endlich gelungen war, erfuhr ich nicht mehr, als daß der Mann George Dale hieße, ein Engländer sei und am Spleen leide, wobei Mynheer van G. seinem ehrsamen Spießbürgergesicht einen Ausdruck des Bedauerns gab und mit einem seiner kurzen, dicken Finger auf die Stirne deutete.

Das war nicht viel, und das Meiste davon hatte ich längst errathen. Mr. Dale konnte keiner anderen Nation angehören als der englischen — das sagten mir seine Züge, seine Gestalt, seine Kleidung, seine Bewegungen. Und daß auch irgend etwas Düsteres auf ihm lastete, entnahm ich der mürrisch-gleichgiltigen Art, mit der er an den Bewohnern des Hauses vorbeiging, ohne einen Gruß recht zu erwidern, und dem tief melancholischen Blick seiner schönen, braunen Augen. Diese Augen waren übrigens nicht das Einzige, was an ihm fesselte. Sein stark gebräuntes Gesicht mit dem dichten, blonden Schnurrbart war in seiner ernsten Männlichkeit fast schön zu nennen, und seine hohe, muskulöse Gestalt war zwar ein wenig eckig und litt durch den müden, nachlässigen Gang, imponirte aber und lenkte manches Auge auf ihn. Mr. Dale war ein schöner, stattlicher Mann, der höchstens fünfunddreißig Jahre alt sein konnte, ein Mann in der Blüthe des Lebens, gesund und kräftig und offenbar nicht ohne Mittel — er führte ja ein Müßiggängerleben, und alle seine Ausrüstungsgegenstände waren von jener kostspieligen Art, wie man sie nur bei reisenden Lords findet. Und trotzdem dieser unsäglich müde Blick der Augen, dieses schwermüthige, menschenfeindliche Wesen, dieses geheimnißvolle Etwas, das Mynheer van G. als Spleen bezeichnete und das mir doch weit mehr zu sein schien. Mr. Dale war nicht gelangweilt, er war nicht verrückt, er litt sicher an einem schweren Kummer. Das war meine Meinung von ihm, und es war keine Woche vergangen, als ich sie bestätigt sah.

Eine zufällige Begegnung auf dem Dampfboote brachte mich ihm näher und war vielleicht auch die Ursache der schmerzlichen Katastrophe seines Lebens. Ich hatte einen schönen Tag zu einem Besuch der Insel Marken benutzt und kehrte dann über Monickendam und Broek im Waterland zurück. Von Broek aus, das mir mit seinen buntlackirten Häusern und seinen glänzenden Kuhställen, die man nur in sauberen Holzschuhen betreten darf, immer unvergeßlich sein wird, fuhr ich auf einer „Trekschuit" nach dem Dorfe Het Schouw, und als ich dort das von Purmerend kommende Dampfschiff bestieg, sah ich Mr. Dale vor mir.

Ich grüßte ihn und er erwiderte meinen Gruß freundlicher als sonst. Dann nahm ich in seiner Nähe Platz und fragte ihn in englischer Sprache, wie es ihm in Purmerend gefallen habe.

Ein müdes Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Ich reise nicht, damit mir etwas gefallen soll", erwiderte er. „Ich schlage meine Zeit todt. Es ist mir einerlei, was ich sehe."

„Sollte Mynheer van G. doch recht haben?" dachte ich. Das war nicht die Sprache eines Leidenden — das war Spleen.

„Sie sind viel auf Reisen?" fragte ich, um das Gespräch flüssig zu erhalten.

„Ja. Ich war in Ostindien, in Japan, in Amerika. Auch in Australien. Früher habe ich geglaubt, die Welt ist groß, aber sie ist sehr, sehr klein. Es kommt Alles nur auf die Augen an, mit denen man sieht. Ich habe in der Nähe von London, am Ufer der Themse, unter grünen Buchen und Weiden, ein kleines Häuschen, daß mir einst groß, unendlich groß erschien. Sie kommen von Broek, mein Herr?"

Um ihn nicht scheu zu machen, ging ich auf seinen plötzlich veränderten Ton ein und antwortete gleichgiltig:

„Ich war auf Marken und bin dann über Monickendam nach Broek gefahren."

Er nickte langsam mit dem Kopfe und sah dann, als weilten seine Gedanken ganz wo anders, mit halbgeschlossenen Augen in die Ferne. Ein düsterer Schatten hatte sich auf sein Gesicht gesenkt und sein Athem ging schwer. Antwort erhielt ich keine, er fragte auch nichts mehr.

Erst als das Schiff in die große Wilhelmsschleuse einfuhr und nun still hielt, bis das Wasser abgeflossen war, erwachte er aus seinem Sinnen. Die Sonne ging eben hinter den grünen Wipfeln von Tolhuis unter und ein blutrother Glanz lag auf den Wellen des Y. Die Thürme und Giebel von Amsterdam hoben sich in der abendlichen Beleuchtung scharf ab von dem hellblauen Himmel.

Mr. Dale musterte mich einen Augenblick vom Kopf bis zu Fuß und dann sagte er, während er sich aus seiner nachlässigen Stellung emporraffte:

„Was werden Sie heute Abend machen?"

„Zunächst denke ich daran, bei Krasnapolski zu diniren, und dann will ich mir einmal den „Nes" ansehen. Ich schwärme nicht für diese Art Genüsse, aber man kann doch nicht in Amsterdam gewesen sein, ohne diese Specialität gesehen zu haben."

„Wenn ich Sie nicht langweile, können wir den Abend zusammen verbringen", erwiderte er.

Ich freute mich, sein Wohlgefallen so weit errungen zu haben, und schlug rasch ein. Wir nahmen bei Krasnapolski unser Mittagessen, setzten uns dann noch eine Stunde in eines der Cafés der Kalverstraat, wo wir ziemlich einsilbig die vorüberfluthende Menge beobachteten, und machten uns endlich auf nach dem Nes.

Der Nes ist eine schmale, schmutzige Gasse, in der sich zur Nachtzeit Alles zusammendrängt, was leckeren Sitten huldigt. Man erkennt den als ruhig und ernst geltenden Holländer nicht mehr, wenn man in dieses wüste Treiben geräth, und die Verwunderung steigt noch, wenn man eines der zahlreichen Cafés chantants betritt, wie sie fast in jedem Haus des Nes zu finden sind.

Wir hatten uns in eines der besseren dieser Locale begeben, aber auch, was hier producirt wurde, ging weit über Das hinaus, was man bei uns von einem Café chantant erwartet. Von irgend welchen „Vorträgen", „Kunstleistungen" u. dergl. war überhaupt nicht die Rede. Keine Kautschukmänner und keine „Professoren der Magie", keine Komiker und kein Hercules, kein Bauchredner und keine Trapezkünstlerin — nichts als ein Halbrund voll von Damen in den gewagtesten Costumen, die Scherzreden mit dem Publicum tauschten, Champagner tranken und bisweilen eine Chansonnette in allen möglichen Sprachen der Welt krähten.

Wir saßen etwa fünf Minuten in dem bereits mit einem abscheulichen Qualm erfüllten Raum, als plötzlich meine Hand von einer andern wie von einer eisernen Klammer umfaßt wurde. Erschrocken sah ich zu meinem Nachbar empor, und schon war ich im Begriffe, aufzuspringen und ihn an die Luft zu führen. Aber ein weiterer Blick belehrte mich, daß Mr. Dale nicht krank war, daß er nur eine furchtbare Gemüthserschütterung erlitten haben mußte. Er saß aufrecht da und keine Spur von Schwäche war an ihm zu bemerken. Aber sein Gesicht war todtenblaß, seine Brust bewegte sich stürmisch, seine Hand zitterte auf der meinen und seine Augen waren wie erstarrt nach der linken Seite der Bühne gerichtet.

Dort war eben eine Dame eingetreten, die nun zwischen den anderen Platz genommen hatte. Sie war die einzige in der Gesellschaft, die decent gekleidet war, und auch sonst stach sie gewaltig von ihrer Nachbarschaft ab. Ihre Figur war schlank und hatte keine auffallenden Reize, ihr Gesicht war von einer seltsamen zarten Schönheit und der Ausdruck ihrer Züge war ernst, ohne die leiseste Spur von Trivialität. Sie hatte große schwarze Augen und reiches blondes Haar floß aufgelöst über ihre Schultern. Gekleidet war sie in ein eigenthümlich geschürztes rothes Gewand, das nur ihre schönen weißen Arme unbedeckt ließ.

Nach einer Weile stand sie auf und sang mit einer sehr kleinen, aber nicht unangenehmen Altstimme ein kurzes englisches Lied. Auch mit diesem Vortrage unterschied sie sich von ihren Collegiunen ganz wesentlich. Sie sang das Lied ganz mechanisch, ohne besonderen Ausdruck, ohne Temperament und ohne irgend eine der beliebten Geberden. Ihre Augen sahen dabei ziemlich gleichgiltig über das Publicum hinweg und nur zuletzt bemerkte ich, daß sie auf meinem Nachbar weilten. Dabei verrieth sie indeß keinerlei Bewegung, so daß mein rasch wachgewordener Verdacht wieder schwand.

Als sie geendet hatte, stand Mr. Dale auf und verließ, ohne in den kargen Beifall einzustimmen, den die Sängerin fand, den Saal. Ich folgte ihm und ich sah, daß sein Schritt nicht so sicher war wie sonst. Besorgt faßte ich ihn unter dem Arm und er wies mich nicht zurück, ließ sich vielmehr geduldig durch das Gedränge des Nes ziehen und drückte mir dann dankend die Hand, als wir endlich aus dem Gewühle heraus auf den Rokin gelangt war.

Der Mond war indessen aufgegangen und warf silberne Lichter auf das dunkle Wasser der Gracht. Als ich Mr. Dale ins Gesicht sah, bemerkte ich, daß er Thränen in den Augen hatte.

„Mr. Dale", fragte ich bestürzt, „was haben Sie?"

Ueber seine mächtige Gestalt flog es jetzt wie ein Fieberschauer und mit einem tiefen Seufzer preßte er seine Hände vors Gesicht.

Nach einer Weile, als ich schwieg, ließ er die Hände wieder sinken und sah mich an.

„Ich bin nicht wahnsinnig — ich träume nicht — sagen Sie mir, daß ich nicht träume!"

„Mr. Dale, Sie haben eine Frau gesehen, die Sie kennen —"

„O nein, nein — ich kenne sie nicht — ich bin ihr nie begegnet. Sie täuschen sich, mein Herr. Aber ich danke Ihnen. Bitte, lassen Sie mich jetzt allein — ich muß noch Luft haben — ich muß allein sein!"

Er reichte mir die Hand und ich drückte sie herzlich. Ein warmes Wort der Theilnahme schwebte mir noch auf den Lippen, aber ich sprach es nicht aus. Das Herz war mir selbst schwer geworden und in trübe Gedanken versunken trat ich den Heimweg an.

In den nächsten Tagen bekam ich Mr. Dale nicht zu Gesichte — nur einmal sah ich ihn in der Ausstraat an mir vorüberfahren. Neben ihm saß eine Dame in der Droschke, die so dicht verschleiert war, daß man ihre Züge nicht erkennen konnte.

Dann vergingen wieder einige Tage, ohne daß ich Mr. Dale sah. Ich war freilich selbst wenig zu Hause, da ich den Rest meiner Zeit noch eifrig zu Ausflügen in die Umgebung benutzte, aber es fiel mir doch auf, daß sich auch am Abend und am Morgen unsere Wege niemals kreuzten.

Sollte die Dame in der Droschke die ernste blonde Schönheit aus der „Alhambra" gewesen sein und sollte sie Mr. Dale's gesammte Zeit in Anspruch nehmen?

Ich machte mir allerlei Gedanken, ohne zu ahnen, daß ich von der Wahrheit weit entfernt war.

Ich habe Mr. Dale nie mehr gesehen. Als ich eines Abends von Haarlem zurückkehrte, fand ich auf meinem Tische seine Karte, auf deren Rückseite er mir mittheilte, daß er heute abgereist sei und daß es ihm sehr leid thue, mich nicht mehr gesprochen zu haben. Am folgenden Abend besuchte ich wieder die Alhambra. Das Bild des melancholischen Engländers wollte nicht aus meiner Seele und der Roman, der ihn mit jenem Weibe verknüpfte, beschäftigte beständig meine Phantasie. Endlich entschloß ich mich, noch einmal in die Tiefen des Nes zu tauchen und nach der englischen „Chansonnette" zu sehen. Ich saß zwei Stunden vor dem schlechten Bier der „Alhambra", aber die ernste, kühle Miß mit den schwarzen Augen und den flachsblonden Haaren wollte nicht erscheinen. Auf ihrem Platz saß eine „Wienerin", die in jeder Beziehung ihr Gegentheil war . . . .

Ein halbes Jahr war vergangen, ich war längst in die Heimath zurückgekehrt. An Mr. Dale dachte ich nicht mehr, und er wäre wohl ganz meiner Erinnerung entschwunden, ich hätte nie mehr von ihm gehört, wenn ich nicht täglich, um meine Sprachkenntnisse nicht einzubüßen, eine englische Zeitung studirte. Wie vom Schlage getroffen saß ich eines Tages da, nachdem ich unter den Tagesneuigkeiten in wenigen Zeilen den Roman Mr. Dale's gelesen hatte. Das also war es! Und nun begriff ich erst die tiefe Erregung, die in jener Nacht über ihn gekommen war, nun begriff ich sein räthselhaftes Wesen und die Thränen, die in seinen Augen standen.

Die Notiz der „Pall Mall Gazette" habe ich mir aufbewahrt und sie mag den Schluß der Geschichte George Dale's bilden. Sie lautet wie folgt:

„Gestern hat Mr. George Dale, wohnhaft 25 Bolton Roads, St. Johns Wood, NW., seinem Leben durch einen Revolverschuß ein Ende gemacht. Ehrliches Unglück wird als Ursache des Selbstmordes bezeichnet. Mr. Dale war in erster Ehe sehr glücklich verheirathet und der Tod seiner heißgeliebten Frau traf ihn so schmerzlich, daß er keine Ruhe mehr fand und unstät durch die Welt zog. Auf diesen Wanderungen, wie es heißt in Holland, lernte er eine Sängerin kennen, die der zärtlich geliebten Todten ganz wunderbar ähnlich sah. Das machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Dame heirathete, und nun — ein halbes Jahr nach der Hochzeit — hat er sich erschossen. Mrs. Dale ist vorgestern nach einer heftigen Scene aus dem Hause ihres Gatten verschwunden . . . ."

Zur Lage.

NLC. Berlin, 28. August. Während Herr Eugen Richter am Montag vom Parteitag der Deutschfreisinnigen in dem Regierungsbezirke Wiesbaden nach Berlin zurückkehrte, sprach der Abg. Dr. Alex. Meyer im 6. Berliner Reichstagswahlkreis, um den freisinnigen Wählern daselbst „ein Bild von der inneren politischen Lage" zu entwerfen. Dessen Mittelpunct dürfte in der Bemerkung des Redners über die Stellung seiner Partei zu dem leitenden Staatsmann zu erkennen sein. Nach dem Bericht der „Vossischen Zeitung" knüpfte Herr Dr. Alexander Meyer seine Erklärung an die letzte antisemitische Kundgebung der „Kreuzzeitung" an. Diese hat zwar Herrn Dr. Förster als die Verkörperung des „Radau-Antisemitenthums" zurückgewiesen. Sie wird sich also wahrscheinlich auch dagegen verwahren, daß sie mit ihren antisemitischen Sprüchen der Bewerbung des Herrn Dr. Förster habe dienen wollen, denn sie hat sich zu „in Anbetracht der besonderen Verhältnisse" im 6. Berliner Wahlkreis für den freiconservativen als den Bewerber der Ordnungsparteien erklärt. Aber die hiermit übernommene Verpflichtung scheint sich, nach ihrer Ansicht, auch mit der Abgabe einer platonischen Erklärung zu Gunsten des Herrn Director Holtz erschöpft zu haben; jedenfalls stand sie nicht im Wege, während dieser ganzen Zeit der Wahlvorbereitung mit ausgesuchten Mitteln der Beredtsamkeit den Antisemitismus als eine wirthschaftlich nothwendige, den nationalen Interessen wohlthätige und von allerhöchster Stelle gern gesehene Maßregel zu predigen. Zuletzt gelangte das Blatt sogar dahin, von dem gegenwärtigen, „des Muthes und der staatsmännischen Einsicht ermangelnden", an den künftigen „inneren Staatsmann" zu appelliren, der die christlichen Deutschen zu dem Kampf gegen ihre israelitischen Mitbürger versammeln und führen werde. An diese Kundgebung eines unheilbaren Cyaltados anknüpfend, bemerkte nun Herr Dr. Alex. Meyer: „Die freisinnige Partei gehe gegen den Fürsten Bismarck nicht so feindselig vor, wenn sie auch der Meinung sei, daß diejenigen sich an dem großen Staatsmann versündigten, welche glaubten, ihm in allen Dingen unbesehen Recht geben und auf die eigene Kritik verzichten zu müssen. Die freisinnige Partei kämpfe für den alten Bismarck gegen den neuen, sie rufe nicht: „Fort mit Bismarck!" sondern: „Her mit dem alten Bismarck".

Nun stelle man sich einmal auf diesen deutschfreisinnigen Standpunct und nehme die ganz willkürliche Unterstellung an, daß der Liberalismus mit dem „neuen Bismarck" nichts gemein haben könne. Wie standen aber die Vertreter des deutschfreisinnig liberalen Gedankens mit dem „alten"? Die Antwort ist in der Geschichte des Parteiwesens von 1867—1884 klar enthalten. Der Fortschritt lehnte jede Compromißpolitik ab. Wenn die gemäßigte liberale, also die nationalliberale Partei an der Gesetzgebung im großen Stile ihren praktischen Antheil sich durch Verständigung mit der Regierung zu wahren, wenn sie den liberalen Forderungen einen entscheidenden Einfluß auf die Ausgestaltung unseres gesammten Verfassungs- und Rechtslebens zu erhalten wußte, so hieß es auf jener Seite: Moloch weinte, Moloch erhielt sein Opfer. Die ehemals nationalliberalen Politiker der heutigen deutschfreisinnigen Partei, bei denen jetzt die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen des ersten Jahrzehnts der deutschen Gesetzgebung auflebt, haben aber in Wort und Schrift dutzendmal zu erkennen gegeben, daß ihre nach links hin gerichteten Schritte von 1880 und 1884, Secession und Fusion, als eine nachträgliche Anerkennung jenes Urtheils über politischen Götzendienst zu verstehen seien. Mea culpa, mea maxima culpa! klang es durch die späteren Reden, wo ihre frühere Zugehörigkeit zur nationalliberalen Partei nicht mit Stillschweigen übergangen werden konnte. Beim Socialistengesetz mußten sie erleben, daß ihnen von Partei wegen ein Rückfall in den alten Götzendienst zwar noch ein allerletztes Mal gestattet wurde, jedoch nur unter der strikten Bedingung: dann nie wieder, bei Vermeidung der Aberkennung des „entschieden" liberalen Charakters. Jetzt aber möchten sie den „alten" Bismarck wieder haben! Das heißt doch nichts anderes, als eben jene Entschiedenheit des Widerstandes von ehedem verurtheilen, die man nachträglich als den allein correcten Ausdruck liberaler Gesinnung anerkannte. Ein verdächtiges Zeugniß von der inneren Harmonie in der deutschfreisinnigen Fraction.

Was uns aber zumeist interessirt, liegt auf der anderen Seite. Es erscheint undenkbar, daß die Rückkehr der nach dem „alten Bismarck" sehnsüchtigen Parlamentarier zur Compromißpolitik für diese letztere von Nutzen sein würde. Nach ihrer ganzen kritisch-zersetzenden Veranlagung würden diese Herren das liberale deutsche Bürgerthum dann nur abermals in tiefe Verwirrung, mithin den Liberalismus selbst in eine schwere, seinem Einfluß auf den Gang der Dinge nachtheiligste Krisis stürzen, wie sie es, Dank ihrer Splittersucht, im Jahre 1880 zu Wege gebracht hatten. Aber wir nehmen das Bekenntniß des Herrn Dr. A. Meyer zum „alten Bismarck" als ein unzweideutiges Wahrzeichen dafür, daß wir die Wähler dieses deutschfreisinnigen Fractionstheiles nach ihrer Gesinnung und ihrem lebhaften Wunsche sehr zutreffend beurtheilten, als wir vor Kurzem es bestritten, daß in jenen Schichten eine grundsätzliche Neigung zu systematischer Opposition nach Richter'scher Art vorhanden sei. Einigermaßen überraschend ist dabei nur, daß der Sehnsuchtsruf nach dem alten Bismarck — und damit also der Wunsch, von der Richter'schen Opposition wieder loszukommen — gerade in einer freisinnigen Wählerversammlung der altfortschrittlichen „Hochburg" Berlin zuerst so vernehmlich zum Ausdruck gelangte.

Sachsen.

* Leipzig, 29. August. Das Herbst-Radwettfahren, welches der Leipziger Bicycle-Club veranstaltet, findet, wie wir hören, Sonntag, den 9. September, statt und wird aus folgenden Nummern bestehen: Großes Dreiradfahren 5000 m. Hauptfahren für hohe Zweiräder 10 000 m. Fahren für Sicherheitszweiräder 2000 m. Gauverbands-Dreiradfahren mit Vorgabe 2000 m. Fahren für hohe Zweiräder mit Vorgabe 4000 m. Dreiradfahren mit Vorgabe 3000 m. Einmeilerungsfahren für hohe Zweiräder 2000 m. Doppelsitzdreiradfahren mit Vorgabe 3000 m.

* Leipzig, 29. August. Einer unserer besten Leipziger Dreiradtourenfahrer (im vorigen Jahre mit der goldenen Medaille prämiirt) hat abermals auf seinem deutschen Dreirad eine glänzende Leistung vollbracht. Er fuhr mit Verschmähung aller Bahngelegenheiten ab hier über Dresden nach Prag und Wien durch Steiermark und das Salzkammergut über Herrenchimsee nach München und Nürnberg, Bayreuth und kehrte am Freitag wohlbehalten zurück. Die mit Muße und Genuß in 21 Tagen zurückgelegte Strecke beträgt 1238 Kilometer — 165 deutsche Meilen. Die benutzte Maschine war ein deutsches Fabrikat von Seidel & Naumann in Dresden, bezogen von deren hiesigem Vertreter Herrn F. Rowald, Peterssraße 6. Dieselbe bewährte sich bei dieser oft schwieriges Gebirgsterrain aufweisenden Reise aufs Glänzendste und langte ohne irgend einen Schaden erlitten zu haben, wieder hier an.

— Wir haben schon früher über die Tapferkeit des Reiters Mucke in dem Reitergefecht bei Buzanzy am 27. August 1870 berichtet. Von einem anderen sächsischen Reiter, der jetzt in Leipzig lebt, meldet das „Reichenbacher Wochenblatt" Folgendes: „Der andere sächsische Reiter, welcher bei Buzanzy sich durch Tapferkeit hervorragend auszeichnete, war ein Vogtländer Namens Heidler und stammte aus Reichenbach. Ihm wurde am 27. August im Kampfe mit fünf Chasseurs der Helm zerhauen, er bekam im Handgemenge zwei Hiebe von je 4 Zoll Länge über den Kopf und einen Hieb über die Hand, tödtete aber seinerseits zwei Chasseurs, während die anderen drei die Flucht vor ihm ergriffen. Dann erst stieg er vom Pferde, hob den zerhauenen Helm auf und fragte, während ihm das Blut über das Gesicht lief, seinen herbeieilenden Rittmeister: „Was soll ich denn aber nun mit dem Helme machen?" Sowohl Mucke wie Heidler wurden später für ihre Tapferkeit mit dem eisernen Kreuze und der Medaille zum sächsischen Kriegs-(St. Heinrichs-)Orden decorirt. Eduard Heidler kehrte nach den erhaltenen schweren Verwundungen als Invalid in das Vaterland zurück und lebte längere Zeit in seiner Vaterstadt Reichenbach. Die Kopfwunden bereiteten ihm, noch als sie bereits abgeheilt waren, arge Schmerzen und längere Jahre hindurch pflegte die Wunde regelmäßig während der heißen Jahreszeit wieder aufzubrechen. Erst gegen Ende der 70er Jahre verschwanden diese unangenehmen Erscheinungen und Heidler konnte demzufolge erst als Briefsortirer und dann als Briefträger Anstellung finden, welchen immerhin ziemlich anstrengenden Dienst er noch heute versieht. Seit etwa 10 Jahren fühlt sich Heidler wieder völlig gesund und wohl, lebt in Leipzig und erzählt oft im Freundeskreise und im Kreise seiner zahlreichen Familie von den Erlebnissen einer unvergeßlichen Zeit.

— Dem Inkrafttreten des Gesetzes, die Trichinenschau betreffend, welches bereits am 1. September stattfinden soll, wird sich, wie das „Rochlitzer Wochenblatt" vermuthet, höchst wahrscheinlich ein nicht zu beseitigendes Hinderniß in den Weg stellen, nämlich der Mangel an geprüften Trichinenschauern. Zum überwiegend größten Theile haben, mit Ausnahme der ganz kleinen Gemeinden, die meisten davon abgesehen, sich zu Verbänden zu vereinen und einen gemeinschaftlichen Trichinenschauer für mehrere Ortschaften anzustellen. Man nimmt allgemein an, daß sich dadurch unliebsame Verzögerungen einstellen werden. Fast jeder nur einigermaßen namhafte Ort will seinen eigenen Trichinenschauer haben. Wird nun auch mit Ausbildung aller Derjenigen, welche sich zu dem gedachten Amte gemeldet, so schnell wie es sich mit der Wichtigkeit dieses Amtes nur vereinen läßt, vorgegangen, so dürfte es doch ganz unmöglich sein, diese Riesenarbeit bis zum Eröffnungstage zu bewältigen. Außerdem haben die Ausgebildeten eine Prüfung bei der königlichen Veterinär-Commission zu bestehen, ehe ihre Verpflichtung zulässig ist, und es bleibt doch sehr zweifelhaft, ob Alle diese Prüfung bestehen werden, so daß sich voraussichtlich eine Verlängerung der festgesetzten Frist bis zum Inkrafttreten des beregten Gesetzes als nicht vermeidbar herausstellen wird. Noch wollen wir erwähnen, daß es durchaus irrthümlich ist — wie so vielfach angenommen wird — es dürfe für die Untersuchung eines Schweines weniger wie eine Mark gezahlt werden, wenn der Trichinenschauer sich mit einem kleineren Preise begnügt, oder gar selbst einen niedrigeren Satz fordert. Der Satz ist gesetzlich als Mindestbetrag festgestellt, und jedes Handeln und Feilschen unnütz, weil gesetzlich unbedingt unzulässig.

Meerane, 27. August. In Bestätigung der gestrigen Mittheilung aus Schönheide schreibt das hiesige „Wochenblatt": „Rasch tritt der Tod den Menschen an." In geradezu erschütternder Weise hat sich dieses Dichterwort am Sonnabend an einem in allen Kreisen wohlbekannten Bürger unserer Stadt bewahrheitet. Der Plüschfabrikant Herr F. W. Franke fuhr an jenem Tage früh in Geschäftsangelegenheiten gesund und guter Dinge nach Schönheide und hatte beim Abschied seiner Frau gegenüber ausgesprochen, daß er am Abend bestimmt zurück sein werde, da er der Uebung des „Sängervereins", dessen reges Mitglied er seit Jahren war, auf keinen Fall fernbleiben wolle. Auf dem Wege von Schönheide hinunter nach dem Bahnhofe, den er in Gesellschaft eines andern Herrn plaudernd zurücklegte, brach er plötzlich mitten im Gespräch todt zusammen. Ein Schlaganfall hat dem Leben des 57jährigen gesunden Mannes ein jähes Ende bereitet. Die Identität seiner Persönlichkeit wurde auf telegraphische Anfrage des dortigen Ortsvorstandes durch ein in der Tasche befindliches Lotterieloos festgestellt. Eine Wittwe und acht Kinder betrauern den Tod des Gatten und Vaters, Meerane verliert einen wackeren, mit Leib und Seele reichstreuen Bürger, und der Sängerverein, der ihm morgen die letzte Ehre erweisen wird, ein begeistertes Mitglied, dem das Schicksal leider nicht vergönnt hat, das Ehrenfest des Vereins, auf welches er sich so sehr gefreut, zu erleben.

Friedrichsgrün bei Zwickau, 27. August. Vom schönsten Wetter begünstigt, feierte am gestrigen Sonntag der hiesige Arbeiterverein in dem vom Besitzer, Herrn Oekonomierath Kratt auf Wiesenburg, freundlichst überlassenen Kiefrichwalde, am sogenannten Raubschloß — über dessen Vorhandensein die kürzlich veröffentlichte Chronik des Schlosses Wiesenburg und seiner Besitzer wohlberechtigte Zweifel hegt — das angekündigte Waldfest. Aus allen Gegenden der Windrose waren christlich Gesinnte, dem Rufe des Vereins folgend, zu Tausenden herbeigeströmt. Nach schlichten, herzlichen Worten der Begrüßung seitens unseres Ortspfarrers und dem Einleitungsgesang: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" wies Herr Pastor Hahnemann aus Lausanne am schönen Genfer See, der schon im Vormittagsgottesdienste seine Zuhörer durch eine treffliche Predigt begeistert, hin auf die Schönheit und hohe Majestät des Waldes, in dessen tiefschwarzem Dunkel die Freude durch solche Feste wie das heutige wohl gepflegt werden könne, die nicht, wie so viele Vergnügungen, den Kopf schwer, die Tasche leer machen, sondern die den Sinn erleichtern, Herz und Gemüth erfüllen mit neuer Schaffensfreudigkeit. Auch Herr Oberlehrer Böhme aus Zwickau, ein lieber Gast, pries in beredten Worten den Wald, den der Deutsche liebt seit uralten Zeiten, den er vertheidigt bis aufs Blut; der aber auch auf den Deutschen nirgends so anziehend und erquickend wirkt als im eigenen Vaterlande. Abwechselnd gingen voran oder folgten nach Gesänge hiesiger Schulkinder und der Mitglieder des hiesigen Gesangvereins „Concordia" und des Wilkau-Niederhaßlauer „Arbeitervereins", sowie Declamationen einzelner Mitglieder. Nur ungern trennten sich die Versammelten, gedenkend der schönen Stunden, die sie inmitten des herrlich grünen Waldes verlebt, wohl wünschend, daß wieder einmal ein ähnliches Fest möge gefeiert werden.

— Freiberg, 28. August. Die Garnison unserer Bergstadt rückt von morgen früh an ab in die Cantonnements. Das 1. königl. sächsische Jäger-Bataillon Nr. 12 marschirt morgen früh 5 Uhr von hier nach Dresden, von wo es am Montag mit der gesammten „schwarzen Brigade" in Sonderzügen nach Plauen i. V. befördert wird, wo die größeren Cantonnements-Uebungen stattfinden sollen. Von der hier in Freiberg garnisonirenden 2. Abtheilung des königl. Feldartillerie-Regiments Nr. 28 marschirt morgen früh zunächst die 8. Batterie nach Nossen und folgen die übrigen drei hiesigen Batterien bis zum Sonnabend staffelweise nach. Während der Cantonnementszeit soll der Umbau der hiesigen Jäger-Caserne, deren flaches Dach mit einem große verwendbare Räumlichkeiten bietenden schrägen Dachstuhl überbaut wird, vollendet werden.

Cranzahl bei Annaberg, 27. August. Schweres Unglück. Heute Mittag kurz vor 12 Uhr verunglückte der an der hiesigen Eisenbahnbrücke arbeitende Zimmermann Louis Schiefer. Derselbe war im Begriffe, von der Brücke gefallene Sachen wiederzuholen. Als er unten angekommen war, fiel von der genannten Brücke eine ca. 20 Pfd. schwere eiserne Nagelzange dem Bedauernswerthen mit solcher Wucht auf den Kopf, daß dieser gänzlich zerschmettert wurde, das Gehirn zu Tage trat und der Arme augenblicklich todt war. Der Verunglückte wird als ein sehr arbeitsamer und fleißiger Mensch geschildert. Er hinterläßt eine Wittwe und 3 Kinder.

SLUB
Wir führen Wissen.